

# Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

für

Waterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Herausgegeben von Leopold Kordesch.

N<sup>o</sup> 1.

Dinstag den 2. Jänner

1849.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, Dinstag und Samstag. Der Preis des Blattes ist im Comptoir ganzjährig 3 fl., halbjährig 1 fl. 30 kr. Durch die Post ganzjährig 4 fl., halbjährig 2 fl. C. M.

## ✓ Mein Neujahrswunsch.

(An einen Freund.)

Sei dumm!

Dies ist mein Wunsch zum neuen Jahre.

Du frägst „Warum?“

Und willst, daß ich Dir's offenbare? —

So wisse denn: Das Glück kehrt bei Dir ein,

Und wer sein Lieblich immerfort will sehn,

Daß Kopf sey finster, ganzdumm und hohl,

Was schadet es, wenn nur sein Beutel voll.

Je weiser aber und je aufgeklärter,

Je wissenschaftlicher und je gelehrter

Du Dich bemüht zu seyn, um desto mehr

Entfernst Du Dich vom Glück und es ist schwer

Fortunen's Wagen jemals zu erreichen,

Behlt auf der Stirne Dir der Dummheit Zeichen.

Der Narr und Dummling aber, traun! sie finden,

Und lassen sie die Augen sich verbinden,

Was sie nur immer wünschen jedes Mal

Und Weizen blüht den Eseln überall.

Bedenk' dich wohl, mein Freund und — drum,

Ich bitte dich! sey dumm! —

Salzbach am Sylvesterabend 1848.

Leopold Kordesch.

## Die Pariser Garde mobile.

Charakterflüsse der Pariser Gamins.

Der Pariser Gamin ist ein Typus. Alle Welt weiß es, daß er die Leute neckt und in's Feuer geht, den Damen der Halle die Eierkörbe zerdrückt und dabei thut, als ob er einen Kratzfuß machte; die Alte, wenn sie schilt, auslacht, wenn sie aber weint, mitweineud um Verzeihung bittet. Er hat sich für seine letzten zwei Sous eine irdene Pfeife gekauft, um auf dem Boulevard den Mann zu spielen; du drängst dich an ihm vorbei, um in's Theater zu kommen, und zerbrichst ihm die Pfeife, so daß ihm der Mund verlegt wird. Du sagst: „Pardon Monsieur,“ er antwortet, zwischen Schmerz und Eigentliebe schwebend: „Il n'y a pas de mal, Monsieur,“ und wenn dir dann an der Theatercasse ein Geldstück auf die Erde fällt, rafft er dir's auf und nimmt kein Trinkgeld an. Entschuldigt du dich aber nicht,

dann nimm dich in Acht: dann schimpft er, aber nicht grob, nicht tölvelhaft nennt er dich, nein dumm: bête.

Am 23. Februar Nachts war ich mit einem Freunde auf dem Boulevard. Das Gemekel am Hôtel Guijot's hatte die am Tage dort zusammengedrängte Bevölkerung in die Vorstädte getrieben, wo sie Verrath schrie und zu den Waffen rief. Nur einzelne Gruppen standen hier und da und erzählten sich das schreckliche Ereigniß. Ein Volkshaufen zieht vorbei, einen großen Wagen voll Leichen in der Mitte. Bunte Laternen sind an einer Stange vor dem Wagen aufgehängt, auf jeder Ecke desselben stehen Menschen mit aufgeschürzten Ärmeln und beleuchten die blutigen Leichen mit ihren Jackeln. Der Wagen verliert sich in der Vorstadt, man sägt Bäume um, legt sie quer über die Straße, reißt das Pflaster auf, und vornehme Leute, die aus Seiréen kommen, gehen mit Handschuhen an den Händen mit an's Werk. Um zwei Uhr Morgens bekommt die Gesellschaft Hunger; ein altes Weib, Wurst und Brot im Korbe, bietet ihre Ware an; wer Geld hat, kauft. Ein Bursche von etwa vierzehn bis fünfzehn Jahren verlangt eine Semmel; er hält sie schon in der einen Hand und reicht der Alten mit der andern einen Sou hin. „Zwei Sous, mein lieber Herr, zwei Sous! Sie können doch nicht verlangen, daß ich Nachts umsonst herumziehe; ein Sou ist der Bäckerpreis und einen muß ich am Stück verdienen.“ Der junge Mensch legt die Semmel wieder in den Korb und dreht der Alten den Rücken. Er hatte eben nur einen Sous und außerdem nur noch Hunger. In dieser Gewißheit wollte ich einen Sou zulegen, da sah der junge Mensch mich groß an und sagte: „Nicht doch, ich habe Geld bei mir, aber die Alte ist zu theuer mit ihren petits pains.“ Ich kann nicht behaupten, daß er hungrig schlafen ging, denn er ging diese Nacht wahrscheinlich gar nicht schlafen. So sind diese Gamins. Aber sie haben auch noch andere Eigenschaften. Wenn das Volk auf die Soldaten schießt, weil diese den Posten am château d'eau nicht räumen wollen, klettern die Gamins auf's Dach und zünden das Haus an.

Der 24. Februar kann das bezeugen; vielleicht war mein Hungerleider auch dabei.

Man hatte den Muth der jungen Leute kennen gelernt, man kannte aber auch ihren Hang zum Müßiggang, und wenn dieser überhaupt aller Laster Anfang ist, so ist er es in Revolutionszeiten noch mehr. Man kam daher auf den Gedanken, dieser kernigen Jugend die Hülle des republikanischen Soldaten zu geben, aus den Umhertreibern der Revolution Jäger der Republik zu machen. Duvivier, der brave General, der im Juni-Aufstand den Tod fand, dem er in Afrika hundert Mal getrost hatte, nimmt die Organisation einer Mobilgarde aus Freiwilligen auf sich, und in wenigen Wochen stehen vier und zwanzig Bataillone unter den Waffen. Nun hatte man ein Bild der eigenthümlichsten Art vor sich: junge, wilde Bursche in Blousen, die das Waffenhandwerk wie eine Spielerei betrachteten, aber Herzen, die noch der Selbstverläugnung fähig sind, bei denen der Lebensgenuß die Liebe zum Leben noch nicht zur Quelle der Feigheit gemacht hat. Die Bataillone wählten ihre Führer selbst, und so ist es nicht selten, daß die gemeinen Freiwilligen ihre Officiere wählen. — Hier eine Wahlszene: — Es handelt sich um den Commandanten des neunzehnten Bataillons; die Gardisten sind in der Kirche der „jungen Blinden“ im zehnten Arrondissement versammelt und haben zwischen zwei Candidaten, den Officieren der Linie Lemaître und Eviol, zu wählen. Ganz unerwartet wird den jungen Leuten vom Maire angezeigt, daß sie weder den einen, noch den andern wählen könnten, da ihre Führer alle Freiwillige seyn müßten. Da tritt ein junger Mann vor und spricht den Maire folgendergestalt an: „Ich bin Officier der Armee, aber Gefühle der Freundschaft für diese jungen Leute veranlassen mich, Sie zu bitten, mich als gemeinen Soldaten unter sie zu lassen.“ Der junge Mann war eben einer der Candidaten, der Capitän Lemaître. Ein Schrei des Enthusiasmus entsteigt der bewegten Masse, Thränen fließen, und Lemaître wird Commandant des Bataillons.

Ein Kaleidoskop ist nicht bunter, als diese ersten Revolutionswochen. Bald ist das Bild regelmäßig, bald unregelmäßig. Die Garde mobile, noch in Blousen, zieht vor den erzbischöflichen Pallast und bittet um die Weihe ihrer Fahnen. Ein junger Mann tritt vor und spricht: „Monseigneur, die Soldaten der Mobilgarde vertrauen fest auf den Gott, der Frankreich von den Ebenen von Tolbiac bis zu den Schlachtfeldern des Kaiserreichs beschützt hat. Die Fahne ist die Kirche des Regiments: wir bitten Sie, sie zu segnen. Von Ihnen geheiligt, wird sie in der Schlacht nie unterliegen; wir werden sie hoch und aufrecht ohne Macfel und ohne Verrath tragen, und zwar eben so gegen den äußern Feind, wie gegen die Rebellen im Innern. Monseigneur, segnen Sie unsere Fahne, es ist die des Vaterlandes. Es lebe Frankreich!“ — „Ja, es lebe Frankreich!“ antwortete der Erzbischof. „Es ist das vom Herrn bevorzugte Land, denn es ist das Land der Heiligen, der Helden und der Märtyrer. Ich dank' euch, Kinder, daß ihr mir eure werthe Standarte gebracht habt, damit meine zum Himmel empor-

gehobenen Hände den Segen Gottes der Heerschaaren auf sie herabrufen können. Ihr wißt, das Kreuz ist ein unüberwindliches Symbol: bewahrt es in euren Soldaten- und Christenherzen, es wird euch zum Siege führen.“ Und darauf sprach er die Segensformel aus.

Die jungen Soldaten sehnten sich darnach, endlich die Uniform anthun zu dürfen. Am Tage vor dem Feste der Verbrüderung begab sich das vierte Bataillon zu seinem Chef, Thunot, und äußerte den Wunsch, am nächsten Tage nicht bei der Feier erscheinen zu dürfen. Die Eitelkeit hatte bei ihnen die Oberhand gewonnen, sie wollten nicht in den zerrissenen Blousen auftreten. „Nun,“ erwiderte der Commandant, „damit ihr seht, daß ich mich eurer nicht schäme, werde ich diese Epauletten morgen ebenfalls über einer Blouse tragen.“ — „Nicht doch, Commandant,“ fiel schnell Einer von ihnen ein; „die Uniform steht Ihnen gar zu gut; behalten Sie dieselbe, wir wollen auch unsere behalten, und da Sie uns so gut gesagt, daß nicht das Kleid, sondern das Herz den Soldaten mache, werden wir morgen beim Feste erscheinen.“ — Wenn sie so in ihren Blousen exercirten, sagten die gaffenden jungen Mädchen: „Wenn das Alles erst einmal eingekleidet ist!“ Und die schwächlichen sechzehnjährigen Gestalten, von denen die meisten noch nie einen Rock getragen hatten, freuten sich auf diesen Augenblick wie die Kinder.

Am Verbrüderungsfest bewunderte man allgemein die soldatische Haltung der jungen Garde, die mit der Linie und Nationalgarde unter dem Triumphbogen defilirte, wo auf einem Gerüste die Regierung und die Behörden der Stadt saßen, um ihnen die neuen Fahnen zu übergeben. Sie schwuren „im Namen Gottes und des Volkes, immer die Fahne der Republik vertheidigen zu wollen.“ Als sie montirt waren, schien ein neuer Geist in sie gefahren zu seyn. Die Bursche marschirten jetzt mit mehr Selbstbewußtseyn, und da ihr Sold, dreißig Sous täglich, den der gewöhnlichen Soldaten weit übersteigt, machten sie, wie man in Paris sagt, ihre embarras. Nur das verdamnte regelmäßige Einrücken in die Caserne am Abend, just im Frühjahr, wenn das Maiwetter auf den Straßen liegt! „Nom d'un petit bon homme!“ sagten sie, „es kommt die Hahnen von der Varièdère schwer an, mit den Hühnern aufzusitzen.“

Die furchtsamen Spießbürger, die sich über die Bewaffnung der Gamins, der Barricadenhelden vom Februar, nicht zufrieden geben konnten, erholten sich bald von ihrem Schrecken. Hier hört man, ein Garde mobile habe eine vornehme Dame beschützt, als diese bei einem Besuche der Nationalwerkstätten von den Arbeitern beleidigt worden; dort erzählt man sich von den Freiwilligen Anekdoten, die ich als charakteristisch mittheile. — In den ersten Wochen der Revolution war der Straßenunfug an der Tagesordnung. Arbeiterhaufen durchzogen Abends die Straßen und zwangen die Einwohner unter dem Geschrei: „des champions!“ zu illuminiren. In der Straße St. Honoré steht eines Abends eine solche Bande vor einem Hotel und ängstigt die junge Magd, die mit den Lichtern nicht schnell genug am Fenster war. Ein Mobilgardist tritt zu einem der Schreier und sagt: „Du scheinst das Licht

sehr gern zu haben.“ — „Ja,“ antwortete der Meuterer »namentlich das, welches die Aristokraten der socialen Republik anzünden.“ — „Nun so will ich dir sechs und dreißig Lichter anzünden, ohne einen Sous dafür beim Krämer zu zahlen.“ Und damit gab er ihm die furchtbarste Ohrfeige, die je aus einer menschlichen Hand gekommen ist.

Dieselbe Sorte von Wiß erscheint bei folgender Scene: Ein Corporal vom vierten Bataillon geht Abends in ein Kaffeehaus auf dem Pantheonplatze, nimmt ein Journal und ruft: „Gargon, eine halbe Tasse, wenn's beliebt!“ Keine Antwort; der Corporal liest ein Stück Politik und verlangt zum zweiten Mal seinen Kaffee. Der Gargon hört nicht. „Sind Sie taub?“ bricht der Corporal unwillig aus. „Antworten Sie doch, nom d'un mobile!“ Endlich öffnet der Kellner den Mund und sagt: „Es gibt hier keine Gargons, wir sind alle Bürger!“ — „Ah so, nun denn, Herr Gargon — Citoyen wollt' ich sagen, erzeigen Sie mir, wenn ich bitten darf, die Ehre, mir eine halbe Tasse serviren zu lassen, ich werde Ihnen sehr verbunden seyn.“ Nachdem er getrunken, schickt sich der Corporal an, fortzugehen und tritt zur Comptoirsdame. „Bitte den Gargon nicht zu vergessen,“ ruft ihm der Kellner die hergebrachte Floskel nach. Da nimmt Jener ein Zweifousstück aus der Tasche, dreht es zwei Mal um, steckt es wieder ein und sagt: „Es gibt hier keine Gargons, wir sind alle Citoyens. Citoyen, ich grüße dich!“ und damit geht er zur Thüre hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Öffentliche Charaktere.

### 1. Schamil.

Moriz Wagner hat in seinem „Kaukasus etc.“ auch den kühnen und talentvollen Führer der kaukasischen Bergvölker geschildert, welcher die riesige Macht Rußlands so lange in Schach zu halten verstanden hat: „Der Murschid (Religionslehrer) Schamil oder Schamuil besitzt die Gabe der religiösen Begeisterung in hohem Grade, so, daß es ihm dadurch gelungen ist, seine Landsleute zu fanatisiren. Er ist ein rüstiger Mann in den fünfziger Jahren, von ziemlich kleiner Statur und schlankem, geschmeidigem Körperbau, wie die meisten Kaukasier. Seine Züge verrathen ganz die wilde Energie, die er bei allen seinen Unternehmungen zeigt; sein Bart ist frühzeitig grau geworden, aber seine Körperkraft blieb ungeschwächt und er gilt noch immer für den gewandtesten Bergsteiger und trefflichsten Reiter im Kaukasus. An barem Gelde besitzt er wenig oder gar keine Schätze. Seitdem hat er allerdings die Erhebung einer regelmäßigen Steuer eingeführt, und, um seinen Befehlen überall Geltung zu verschaffen, tritt er nicht selten grausam auf. Seine mit Keulen bewaffneten Scharfrichter begleiten ihn gewöhnlich zu den Rathsoersammlungen und wehe denen, die gegen seine Pläne etwas einzuwenden haben. In der größten Gefahr war er, als General Grabe sein Felsenneß erstürmte. Als die Russen in diese Burg eingedrungen, waren sie noch immer nicht die Herren des Ganzen, denn an den jähem Abhängen befanden sich in Felsen gehauene Wohnungen, zu

denen man zum Theil nur durch Strickleitern gelangen konnte. Nach einigen Tagen kamen die Inhaber derselben, abgezehrt zu Skeletten, von selbst zum Vorschein, und sie konnten vor Erschöpfung keinen Widerstand leisten. Aber weder unter den Todten, noch unter den Gefangenen befand sich Schamil. Dem russischen General war einige Tage vor der völligen Eroberung der Feste gemeldet worden: Schamil gedenke an einer gewissen Stelle an Stricken sich herunterzulassen und zu entfliehen. Zuverlässige Männer mußten sich deshalb in der Nähe des angegebenen Ortes verstecken, und gegen Mitternacht hörten sie wirklich Geräusch. Ein Mann wurde an einem Stricke angebunden herabgelassen; nachdem er sich losgebunden hatte, sah er sich ängstlich um, und gab ein Zeichen. Der Strick brachte einen zweiten und einen dritten Kaukasier herab, von denen der eine in weißer Kleidung ganz das Ansehen Schamils hatte. Als sie entfliehen wollten, brachen die Russen aus ihrem Versteck hervor, nahmen sie gefangen und führten sie jubelnd in das Zelt des Generals, wo es sich aber ergab, daß man sich doch getäuscht hatte. Der wirkliche Schamil war gleich darauf an derselben Stelle, nachdem alles wieder ruhig geworden, erschienen und hatte sich an einem zweiten Stricke in das tiefe Thal herabgelassen, von wo er entkam.

### Kemillettou.

**Kossuth's Charakteristik.** — Kossuth mag an die vierzig Jahre zählen; er hatte in der Jugend einnehmende Gesichtszüge, jetzt ist er durch unausgesezte Aufregung gealtert, sein Gesicht ist eine Ruine, nur das Auge blüht unheimlich; die Gestalt schwächlich, die Stimme stark und wohlklingend. In ruhiger Berathung, unter Wenigen, wo Verstand und Wissen entscheiden, ist er unbedeutend; seine Beredsamkeit wird aber groß, wenn er Massen vor sich hat; dann regt er die Leidenschaften auf, fürchtbar, wie der Orkan das Meer aufpeitscht. Er ist der größte lebende Volksredner, sein positives Wissen ist gering. Wenn er Wissenschaft, wenn er Talent braucht, läßt er sich von seinen Anhängern Ausarbeitungen liefern, die er dann benützt. Er hat die Fehler des magyarischen Charakters in höchster Potenz; ungerogelte Phantasie und Selbstüberschätzung. Sein Talent ist zerstückend, niederreißen kann er, wie Niemand, besser etwas gründen als er kann Jeder. Er ist ein politisches Erdbeben. Er hält sich für den ersten Finanzmann der Welt, versteht aber von Finanzen gar nichts.

**Louis Napoleon.** — Ohne seinen treuen Hund Ham wäre Louis Napoleon vielleicht nie wieder nach Paris gekommen und hätte somit auch nie die Aussicht erlangt, Präsident der französischen Republik zu werden. Als der Prinz nämlich auf seiner Flucht aus der Festung Ham (von welcher der Hund seinen Namen hat) auf den letzten Hof kam, wo die Hauptwache ist, war der Hund bei den Soldaten, die über seine Sprünge lachten. Ein gewöhnlicher Hund würde nun sogleich auf seinen Herrn hingesprungen seyn und ihn durch seine Liebkosungen verrathen haben. Ham war nicht so dumm; er that, als kenne er seinen Herrn nicht, da er schon zugegen gewesen war, als dieser die Verkleidung angelegt hatte, gleich als habe er errathen, was geschehen solle. Er beschäftigte sich also fortwährend mit den Soldaten und so schritt der Prinz unangefochten hinaus. Eine Stunde später aber hörte derselbe hinter seinem Wagen, indem er der Gränze zueilte, lustig bellen, denn sein getreuer Ham war auch entflohen und ihm nachgelaufen.

**Den Prinzen Louis Napoleon** — umgeben bereits die Vorboteu künftiger Macht und Herrlichkeit; er hat Schmeichler und man macht Caricaturen auf ihn. Letztere sind eben so grob und gemein, wie die Zerrbilder auf Louis Philipp und früher auf Carl X. Zum Träger der Satyre hat man nichts Geschickteres gefunden, als einen Esel. Bald sieht man den Prinzen mit langen Ohren, wie er eine Proclamation an die Mauer klebt, und der Kaiser schaut mit einem Fernrohr auf ihn aus den Wolken herab und spricht: „Mein Nefse macht wieder dumme Streiche.“ Bald ist es ein Esel, der die Stiefel, den Oberrock, Hut und Degen des Kaisers auf dem Rücken hat mit der Inschrift: „L'âne aux reliques,“ eine Anspielung auf die bekannte Fabel La fontaine's. Dann wieder schwebt ein ungeheurer Eselskopf in den Wolken, das Volk schaut staunend und jubelnd zu ihm empor, und darunter steht geschrieben: „das geistreichste Volk der Erde.“ Ein anderes Blatt zeigt den Präncidenten auf einem Käfig, in dem ein Adler sitzt; der Präncident ist klein und unscheinbar, im Costüme Napoleons, das viel zu groß für ihn ist. Am erträglichsten ist noch die Caricatur, die ihn als Constabler darstellt, wie er eine Heerde Esel die Revue passieren läßt, die alle nur von hinten sichtbar sind; sie stellen die Commissäre vor, welche der Prinz, im Interesse seiner Candidatur, in die Departements schickte. Es ist die Parodie des Bildes von Raffael, welches eine Musterung der kaiserlichen Garden durch Napoleon darstellt.

**Dzumi.** — Norddeutsche Blätter sprechen von einem ganz neuen, höchst unangenehmen Geschenke, mit welchem uns Rußland bedroht. Noch sind die Wehen der Cholera nicht überstanden, und schon verbreitet sich drüben eine neue asiatische Krankheit, welche „Dzumi“ genannt wird. Diese Seuche, von Rußland kommend, soll sich bereits in Warschau gezeigt haben. Sie offenbart sich in weißen Blattern, die auf dem ganzen Körper des Erkrankten hervortreten und rafft ihre Opfer mit weit größerer Schnelligkeit hinweg, als die Cholera.

**Semmering.** — Dr. Hegel hat die Riesenaufgabe gelöst, den Semmering, dieses Haupthinderniß auf der Gloggnitzerbahn, ganz einflußlos zu gestalten. Es soll die Bahnlinie durch das Reichenauerthal über die bekannten romantischen Alliggräben auf den Semmering gezogen werden.

### Papierkorb des Amüsanten.

Ein Landstreicher fand einen Handwerksburschen am Wege neben seinem Reisebündel eingeschlafen und nahm letzteres mit sich. Der Erwachte erblickte ihn noch in der Ferne, eilte ihm nach und in der nahen Stadt wurde der Dieb angehalten. Er behauptete jedoch, das Bündel gefunden zu haben. — „Gestohlen!“ sagte der Richter, „hier steht der Eigenthümer.“ — „Nun, was ist's denn mehr?“ erwiderte der fecke Dieb; „Ich fand am Wege einen Handwerksburschen und ein Bündel; das Bündel nahm ich mit, den Burschen ließ ich liegen.“

Jemand borgte sich von seinem Freunde einen Koffer zu einer Reise und schickte dann denselben auf der Post unfrankirt mit der Anzeige seiner glücklichen Ankunft in die Heimat zurück. Der Freund, über ein so undelikates Verfahren nicht wenig erzürnt, packte einen zentnerschweren Stein in eine Kiste und schickte dieselbe ebenfalls unfrankirt an seinen Freund mit folgenden Zeilen: „Edler, zartfühlender Jüngling! — Als mir durch den mit Postspesen schwer befrach-

teten Koffer die erfreuliche Nachricht zu Theil wurde, daß du an deinem Bestimmungsorte glücklich angekommen bist, fiel mir beifolgender Stein vom Herzen!“

Ein amerikanisches Blatt schlägt folgendes Mittel als unfehlbar gegen die Gicht vor: „Verschaffe dir ein Taschentuch einer fünfzigjährigen Jungfer, die noch nie den Wunsch gehegt, zu heirathen, wasche es drei Mal in dem Wassergraben eines ehrlichen Müllers; — trockene es auf der Gartenhecke eines kinderlosen protestantischen Geistlichen; zeichne es dann mit der Tinte eines Advocaten, der noch nie zu hohe Erpensnoten geschrieben, und verwahre es in dem Pulte eines Zeitungs-Redacteurs, der noch nie wegen Stoffverlegen war; gib es endlich einem Arzte, dem noch nie ein Patient gestorben; dieser soll dir dann die Gichtstelle verbinden und die Gicht ist verschwunden.“ —

### Drittes Concert der philh. Gesellschaft.

Freitag am 29. December v. J. veranstaltete die hiesige philharmonische Gesellschaft unter Mitwirkung des noch hier weilenden Tonkünstlers, Herrn Louis Eller, ein Concert, welches auch Nichtmitglieder gegen ein Entree von 20 kr. besuchen durften, so daß der Saal ganz gefüllt war. Seit Jahren war dieß eines der besten Concerte, die man hier zu hören bekam. Herr Eller spielte 3 Violinstücke, nämlich ein großes Concertstück von Ghyß, die Elegie von Ernst, und Violinvariationen von Beethoven, die er alle mit gleicher Meisterschaft unter einem nicht enden wollenden Beifall vortrug, wobei er aber doch bei dem ersten Stücke untreulich den glänzendsten Sieg seiner Künstlerbravour feierte. Im Ghyß'schen Concertstücke ist alles vereinigt, was die Violine Schönes und zugleich Schwieriges bietet und was nur ein Meister des Instrumentes zu bewältigen vermag; es ist eine brillante Composition; die Elegie ist zart, weich, flöhet von Liebe und spricht ungemein zum Herzen, allein ich glaube, man muß gestimmt seyn, um bei der Einfachheit ihres Tonstils ihre Schöheiten mitempfinden zu können; sie sprach weniger an, als der geniale Carneval von Venedig. Die Variationen von Beethoven gefielen auch ungemein; kurz der Künstler feierte in diesem Concerte einen noch größern Triumph, wie im ersten Concerte, den ihm die philharmonische Gesellschaft im deutschen Saale veranstaltete; die Ursache liegt nicht nur darin, daß er letzthin am Concertabende so unwohl war, daß man sich wundern mußte, wie es ihm möglich war, zu spielen. Außer den Eller'schen Concertpiècen hörten wir noch 4 andere Nummern, worunter 2 Duverturen, nämlich aus den Opern: „Figaro's Hochzeit“ von Mozart und „Die Hugonoten“ von Meyerbeer, ausgeführt vom Orchester der Gesellschaft, Fräulein Micheli, unsere erste Pianistin hieort, trug eine Phantasie über Motive aus der Oper: „Der Barbier von Sevilla“ (die Arie des Figaro) auf dem Pianoforte zu allgemeinstem Beifalle mit wirklicher Virtuosität vor. Die schöne Bass-Arie mit Chor und Orchesterbegleitung aus der Creutzer'schen Oper: „der Schwur“, wurde ebenfalls herrlich executirt. Herr J. Fleischmann sang seine Solopartie mit metallreicher, sonorer Stimme recht brav, und wenn uns ja etwas hiebei zu wünschen übrig blieb, so war es lediglich eine größere Präcision im Tacthalten. Das Concert bot im Ensemble einen wahren musikalischen Schmaus und die schöne, gewählte Versammlung verließ sehr zufrieden den Saal. Wie man hört, soll der morgen von hier nach Wiesberg und Triest abreisende Violinkünstler, Herr Eller, von der philharmonischen Gesellschaft mit dem Diplome als Mitglied bedacht werden, was wir nur billigen können, denn: Ehre, dem Ehre gebührt! —

Leopold Kordesch.

### Benefice: Anzeige.

Künftigen Donnerstag am 4. Jänner gibt unsere jugendliche beliebte Schauspielerin, Fräulein Jenny Lössl, ein hier neues nach dem Französischen von Baudius bearbeitetes historisch-dramatisches Gemälde, in 3 Abtheilungen, unter dem Titel: „Napoleons Glück und Ende.“ Die erste Abtheilung spielt in Moskau, die zweite in der Beresina, die dritte auf St. Helena. Wir wünschen der Beneficentin vom Herzen Glück, daher viel Zuspruch.

— d —